



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hoffmann's sämtliche Werke

Hoffmann, E. T. A.

Paris, 1841

Einzelne Züge zur Charakteristik Hoffmann's.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

ist es nicht für unangemessen erachtet worden, einen Auszug aus dem betreffenden Protokolle in den „später gesammelten Schriften“ beizufügen.

Etwa den 20. oder 21. Juni zeigten sich die Vorboten des nahen Todes in der Unfähigkeit, etwas zu genießen, einer größeren Neigung zum Schlaf, als früher stattgefunden, und einer Unlust an den gewohnten Beschäftigungen. Am 24ten Abends war er, wie früher bereits erwähnt, schon erstarrt bis zum Halse, und fühlte bis in diese Region des Körpers keinen Schmerz mehr. „Nun werde ich wohl bald durch seyn,“ rief er dem ihn besuchenden Arzte entgegen; „mir thut nichts mehr weh.“ „Ja wohl,“ erwiderte ihm jener mit anderer Deutung, nun werden Sie bald durch seyn!“

Am frühen Morgen des 25. Juni stiegen die Wunden seines zerfleischten Rückens an, heftig zu bluten. Seine Umgebungen ahnten, was bevorstehe. Er rief den Schreiber und Wärter, und sagte ihm etwas, was dieser nicht mehr verstand. Darauf trat die Frau an das Bette, er forderte, daß sie ihm die gelähmten Hände in einander legen solle, und sie will ihm dabei die Blicke gen Himmel richten gesehen und gehört haben, daß er die Worte gesprochen: „man muß doch auch an Gott denken!“ Alles erwartete jetzt seine Auflösung; aber noch einmal flammten die Lebensgeister auf; er sagte später noch, er fühle sich wohl, wolle heut Abend an der Erzählung, der Feind, weiter diciten, was er seit mehreren Tagen

nicht gethan, und verlangte, man solle ihm die Stell vorlesen, wo er stehen gelieben.

Seine Frau suchte es ihm auszureden, er ließ sich im Bette umdrehen, mit dem Gesicht gegen die Wand gelehrt, vorfiel in Todesröcheln, und als zwischen 10 und 11 Uhr Morgens nach Hitzig geschickt wurde, der sich in der Gerichtssitzung befand, und dieser herbeisührte, — fand er schon den Freund nicht mehr!

Hoffmanns sterbliche Reste ruhen auf dem neuen Kirchhofe vor dem Hallischen Thor zu Berlin. Die Stätte bezeichnet ein einfaches, aber geschmackvolles Denkmal, mit der Aufschrift:

G. L. W. Hoffmann

geb. Königsberg den 24. Januar 1776
gest. Berlin den 25. Juni 1822.

Kammergerichtsrath.

Ausgezeichnet
im Amte
als Dichter
als Tonkünstler
als Maler

Von seinen Freunden.

Einzelne Züge zur Charakteristik Hoffmann's.

Hoffmann war von sehr kleiner Statur, hatte eine gelbliche Gesichtsfarbe; dunkles, beinahe schwarzes Haar, das ihm tief bis in die Stirn gewachsen war, graue Augen, die nichts besonderes auszeichnete, wenn er ruhig vor sich hinblickte; die aber, wenn er, wie er oft zu thun pflegte, damit blinzelte, einen ungemein listigen Ausdruck annahm. Die Nase war fein und gebogen, der Mund fest geschlossen.

Sein Körper schien, ungeachtet seiner Behendigkeit, dauerhaft, denn er hatte für seine Größe eine hohe Brust und breite Schultern.

Sein Anzug war in früheren Zeiten seines Lebens ziemlich elegant, ohne irgend ins Gesuchte zu verfallen. Nur auf den Backenbart hielt er große Stücke, und ließ ihn sorgfältig gegen die Mundwinkel hinziehen. Später erregte ihm seine Uniform, in welcher er etwa wie ein französischer oder italienischer General ausah, inniges Wohlgefallen.

In seiner ganzen äußern Erscheinung fiel am meisten eine außerordentliche Beweglichkeit auf, die auf das höchste gesteigert wurde, wenn er erzählte. Seine Begrüßungen bei'm Empfang und Abschied, mit wiederholten ganz kurzen, schnellen Beugungen des Nackens, ohne daß der Kopf sich dabei bewegte, hatten etwas fragenhaftes und konnten leicht als Ironie erscheinen, wenn der Eindruck, den die seltsame Geberde machte, nicht durch sein sehr freundliches Wesen bei solchen Veranlassungen gemildert worden wäre.

Er sprach mit unglaublicher Schnelle und mit einer etwas heisern Stimme, so daß er, vorzüglich in den letzten Jahren seines Lebens, wo er einige Vorderzähne verloren hatte, sehr schwer zu verstehen war. Wenn er erzählte, war es immer in ganz kurzen Sätzen; nur, wenn die Rede auf Kunstfachen kam und er in Begeisterung gerieth, ein Zustand, vor dem er sich aber zu hüten schien, bildete er lange, schöne, gerundete Perioden. Wenn er Arbeiten von sich vorlas, schriftstellerisch oder amtlich, so eilte er über das unbedeutendere dergestalt hinweg, daß der Zuhörer kaum zu folgen vermochte; die Stellen aber, die man im Gemälde die Drucker nennt, bisonte er mit einem fast komischen Pathos, spitzte dazu den Mund, schaute um sich, ob sie auch faßten, und brachte dadurch oft sich selbst und sein Publikum aus der Tramontane. Er fürchte, daß er, um dieser Angewohnheit willen, nicht gut las, und hatte es ungemein gern, wenn ein anderer ihm dieß Geschäft abnahm; aber das war nicht genug, besonders wenn von handschriftlichen Aufträgen die Rede; denn jedes falsch gelezene Wort, oder auch nur ein zögernder Blick auf ein solches, um es richtig zu lesen, war ihm ein Dolchstich, und er wußte dieß nicht zu verbergen. Als Sänger hatte er eine schöne, kräftige Bruststimme, Tenor¹.

Es war schwer, in Bekanntschaft mit ihm zu kom-

¹ Vergl. hier, wie für die ganze Schilderung von Hoffmanns Persönlichkeit, die „Erinnerungen.“

² Ebenso.

³ Ich habe seiner Stimme nie besonders Orisinal abgetruhen können.

men? Er selbst blieb lange verschlossen, und hörte auch wenig auf Menschen, die er erst kennen lernte, wenn sie nicht ganz besonders interessant waren. Alle Bekannte gingen ihm über alles; er fühlte sich bequem mit ihnen, und mehr verlangte er nicht. „Wie mag doch Hoffmann mit dem und dem umgehen können?“ diese Frage, die man so oft machte, beantwortete sich am besten dahin: „weil er den und den schon so und so lange kannte.“ Eine gleiche Gesinnung forderte er aber auch gebieterisch von seinen Freunden. Sie sollten keinen Gott haben neben ihm; er betrachtete es als eine Felonie, wenn sie sich verheiratheten, mit ihren Kindern lebten u. s. w. — Den Umgang mit Frauen liebte er eben nicht. Konnte er (dies war die Regel, von der allerdings einige Ausnahmen Statt fanden) sie nicht mystifiziren, oder sie in die abenteuerlichen Kreise seiner Fantasien ziehen, oder entdeckte er in ihnen nicht etwa entschiedenen Sinn für das Komische, so zog er der Verkehr mit Männern, bei denen sich die letzte Eigenschaft viel häufiger entwickelt findet, bei weitem vor. Denn das Fragenhafte wie das Verborgenste in der menschlichen Natur zogen ihn am meisten an, und auch über diese Tiefen konnte er vorzugsweise nur mit Männern sprechen. Mehr als reifere Frauen interessirten ihn noch junge Mädchen, die besonders, wenn sie hübsch waren, einen ungemeinen Zauber über ihn übten; doch, hauptsächlich durch den Reiz, den ihr Anblick ihm gewährte, nicht durch die Entfaltung ihres Innern, wozu der Schlüssel ihm fehlte. Dagegen mißlang es ihm nicht, Kinder, in denen er Empfänglichkeit für das Scurrile oder Fantastische fand, wenn er sich mit ihnen abgab, an sich zu fesseln. Unter allen Erscheinungen in der Gesellschaft war ihm die gelehrter Frauen am gründlichsten zuwider. Legte es eine solche auf ihn an, und ließ es sich, wie auch wohl vorgekommen ist, gar begehnen, in einer Art von Paarschaft ihm nahe zu treten, — etwa bei Fische, ihren Platz neben ihm aufzuschlagen, so war er im Stande, sein Couvert aufzunehmen, und damit in die weite Welt zu fliehen, bis er an einem entfernten Ende sich unmerklich irgendwo einbürgern konnte. Künstlerinnen jeder

woll er sich beim Vortrag irgend eines Gesangstückes gewöhnlich überhöre und, wie beim Vorlesen, allwöchentlich accoratierte, so daß das sogenannte *Tragen* der Stimme im defamatorischen Maßstab gewöhnlich unterlag. Inwiefern sich was mit aber sein Gesang, wenn er sich beim Klavierspielen begab, und — besonders wenn er durch Wein erheitert — auf das Instrument so gewaltig loshammerte, daß man jeden Augenblick das Springen der Saiten befürchtete. Song er aber gar ein Duett mit einer Dame, die ihn interessirte, so bedeutete es alles Zusammennehmens von Seiten des Zuhörers, um nicht in lautes Geschrei auszuverthen, über die der Dame zugeworfenen schmelzenden Blicke, oder über die verzückten, dem Himmel zugewendeten Augen, den süß gerügten Mund u. s. w.

1 In der Regel vollkommen richtig; meine Bekanntschaft mit Hoffmann war jedoch das Werk weniger Augenblicke. S. Erinnerungen, den ganzen ersten Abschnitt.

2 Wie konnte die Klamille, mit welcher Hoffmann hier, wie überall, sein Mißfallen äußerte, wohl gerechtfertigt werden wollen? In der Sache selbst aber, wie möchte ihm Unrecht gethan? Schon finden die besten Bücher keine Leser mehr, weil fast alle Kräfte unter die Schärfe vergegangen sind, und wenn die vorerwähnten Jährlingenden die Empfänglichkeit für das, was andere gedacht und empfunden, wenigstens noch bei Lesenden ansetzen war, so müßte sich deren Zahl auch von Tage zu Tage, weil die der Schreibernen wächst, wie der Sand am Meere. Daß hierdurch die Autoren offenbar benachtheiligt werden, die sonst ihre köstlichen Kräfte von den Frauen erwarteten, und daß die Fluth mittelaltlicher Bücher, auch durch die Schindlichen Schaarer immer mehr angehöret, am Ende die Literatur zu verschlingen drohen wird, ist noch der geringste Nachtheil gegen ihn, daß der süßliche Schmutz des Weibes, die Weiblichkeit, bei dem geringsten Anzeichen mehr und mehr in die Weiche geht. Es soll hiermit gerade nicht über die Recensenten, Künstlercorrespondenten u. s. w. insbesondere der Stadt gebrochen werden (eben so wenig aber auch in der Aeologie abgesehen), sondern es sind alle Schriftstellerinnen als solche gemeint, die den süßen Heim ihrer weiblichen Beruf (wovon nicht der Hochverstand verstanden wird), verlassen, um sich öffentlich vor der Welt mit ihren Gedanken, Empfindungen, Eitelkeit und Schwächen zu produciren. In dieser Offenheit liegt das Uebel. Wäre es nicht gramlos und ungerecht, von einem Weibe, dem der Himmelstunke der Dichtkunst

Art, ohne ihren gewöhnlichen Tiz, w aren ihm angenehm mer. Für sittliche Würde des Menschen äußerte er, durch die Wahl seines Umgangs, wenig Sinn. Gesinnung galt ihm in geselliger Beziehung nichts. Als höchste Empfehlung diente bei ihm die Fähigkeit, sich durch ihn anzusprechen zu lassen (er hatte sich gegen seine Freunde gesetzt, wie etwa ein Buch, wenn man es sich personifizirt dachte, gegen seine Leser); hierauf folgte die, ihn zu amüsiren, was nur durch schlagenden, nicht viel Raum einnehmenden Witz, oder eine Fülle gut, und vor allen Dingen kurz und schnell vorgetragener Anekdoten u. dergl. geschehen konnte; endlich der Besitz irgend einer Eigenschaft, die ihm imponirte, z. B. eines ausgezeichneten Muthes, oder der moralischen Kraft, den Lockungen mit Bewußtseyn Widerstand zu leisten, die ihn unwiderstehlich mit sich fortrissen. Wer ihn nicht auf irgend eine dieser Arten anzog, der war ihm gleichgültig, und durfte nur eine Blöße geben, um Gegenstand seines scharfen Spottes oder Tadelns zu werden, mit welchem er nur seine wenigen wahren Freunde verschonte.

Im geselligen Zirkel bei sich war Hoffmann am liebenswürdigsten. Die Heiligkeit des Gastrechts ließ ihn manches geduldig ertragen, was ihm in der innersten Natur zuwider war, und genögte ihm der Geist nicht, der sich in seiner Gesellschaft entwickelte, so suchte er sich durch die Sorge für die leibliche Nahrung derselben zu zerstreuen; er nahm seiner Frau das Geschäft ab, den Salat, Cardinal oder Punsch zu machen, was er übrigens alles meisterhaft verstand; mit andern Worten,

gehört ist, zu fordern, sie solle ihn verlassen, und sich und andere nicht an ihrem Feuer wärmen? Aber, — daß eine heutige Dichterin kein noch so heiliges Gefühl in ihrem Willen hegen darf, ohne es Morgensblatt und Abendzeitung brüderlich anzuvertrauen, daß Klagen um ihre verkommenen Leben, wie um ihre verstaunte Tante, in allen Kaffeehäusern auf den Tischen umher liegen, und von den Gästen zu den Sigaren eingenommen werden müssen; daß man nicht eher Ruhe finden, als bis selbst alles das, was sich ein wirkliches Weib kaum recht zu getreuen wagt, schwarz auf weiß vor ihr daliegt, um an irgend eine Redaction zum Druck abgehandelt zu werden; — solches Treiben hätten die Frauen unserer Zeit billig den Männern, die es treulich auch nicht besser machen, von denen man insofern auch weniger Freiheit zu fordern berechtigt ist, überlassen sollen. Nicht, und dann die bestete Universalität in dem Streben literarischer Frauen, die selbst den Salon in den Kreis ihres Uebels ziehen zu müssen meinen, — weil es ein Buch ist, — gibt dem Manne, dem Weiblichkeit im Weibe über alles geht, in der Regel den Köcher vor der Punkt der Scherben; nicht etwa Reich oder Monogamie, wie Theorien hier und dort wohl gemeint haben, „Wem du betriffst, so geh' in dein Kämmerlein, schlief' die Thür zu, und bete zu deinem Vater im Berbergegnen,“ hat unser Heiland gesagt; es soll gewiß mit dem Ziffern, was die Weiblichkeit bewegt, fern, wie mit dem Gedr. Frauen, die ewig gedrückt haben und weinen, gleichwohl aber denen, „die da gerne stehen und beten an den Eten und auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gesehen werden.“ Auch sie haben ihren Lohn dahin; sie werden rühmlich und kritisch, und wenn es hoch kommt, panegyrisch, wie die Männer; man läßt ihre technischen Fertigkeit im Dichten (in welcher so jeder Schulknabe es jetzt zu einem gewissen Grade gebracht haben muß), Gerechtigkeit widerfahren u. dergl.; aber — lieb haben oder gar heinführen, wird sie kein männlicher Mann; Vorgesagte, deren sie, wie profanlich man sie auch die Ehe oft schelten hört, sich doch auch gar nicht fern begeben zu mögen scheinen. — Siehe ein Zwölfstel aller Frauenromane jeglicher Weise, in denen das Grundthema ein mit Recht verfehlt genanntes Leben ist.

Eine ruhende Geschichte wird deutlicher machen, was der Verfasser meint. Doch einigen Jahren nach einer seiner geachteten Freundinnen in der Blüthe ihres schönen Lebens. Nach ihrem Tode fand ihr Gatte in ihrem Pulte ein wunderbares Bild, welches ein Vorgeschick des Hinscheidens enthielt, und überlieferte dabei dem Freunde eine Notiz, mit dem Bemerkten, daß seine Frau es wahr scheinlich selbst gezeichnet habe. Also, selbst der Mann wachte nicht von der Fähigkeit der Gattin, ihre reinen Gemüthe so meisterhaft anzusprechen. Auch Bräutlich Kauter (Bekehrten des Walter von Meiborn), Herrmann von Hoo u. s. w. — eine der vorzüglichsten Schriftstellerinnen Deutschlands, die wirklich Bücher, und nicht ihre Tagesblätter —) sey unvergessen; der, wie sie dem Verfasser selbst erzählte, ihr Verlotter zur Hochzeit ihre eigenen Werke in säuberen Marquisebänden schenkte, weil er eine Neigung zur Lectüre historischer Schriften in ihr bemerkte, und sich zu den Vätern seiner nachmaligen Braut, als deren Schöpfung er sie natürlich nicht kannte, vorzugsweise hingegeben gefühlt hatte.

Diese Beispiele zeugen von ächter Weiblichkeit; ist es doch aber eine Erfahrung so alt als die Welt, daß man sich nicht, um das Weibchen zu pfänden, wahren man die Sonnenblume stehen läßt, wie treit sie sich auch am Wege macht.

wollten ihm seine Gäste nicht recht schmecken, so freute er sich wenigstens daran, wenn es ihnen recht schmeckte. Dagegen war er, wie schon oben bemerkt worden, im höchsten Grade unerträglich, wenn er da Langeweile fand, wohin man ihn eingeladen. Er schien es dann immer nicht verschmerzen zu können, daß er einen Abend verlore, den er sonst bei seinen Lieblingsarbeiten, oder in der Umgebung, in der es ihm nun einmal gemüthlich war, zugebracht haben würde. Vieles kam dabei auch darauf an, wie er eben an einem oder dem andern Tage gestimmt war. Es konnte ihn heute ärgern, worüber er gestern gelacht oder sich gefreut haben würde. Niemand wußte besser, als er selbst, wie sehr er unter der Herrschaft der Laune stand. Er hat in seinen Tagebüchern eine ganze Scala der Stimmungen hinterlassen, durch die er die eben verfloffenen Tage bezeichnete; z. B. Stimmung zum romantisch-religiösen; exaltirt-humoristische Stimmung, gespannt bis zu Ideen des Wahnsinns, die mir oft kommen; humoristisch-ärgeliche; musikalisch-exaltirte; gemüthlich aber indifferente; unangenehm-exaltirte romanesele Stimmung; höchst ärgerliche Stimmung, bis zum Uebersich romantisch und capriciös; ganz erotische Ver Stimmung, sehr exaltirte, aber poetisch-reine, höchst comfortable, schroffe, ironische, gespannte, höchst morose, ganz cabotische, erotische aber miserable, exaltirt-poetische Stimmung, in der ich eine tiefe Ehrfurcht vor mir empfand und mich selbst unmäßig lobte; senza entusiasmo, senza exaltatione, schlecht und recht; — un poco exaltato, senza poetica; sehr fröhlich, ma senza furore ed un poco smorfia u. s. w.

Kannte ihn nun ein Freund ganz genau, wie z. B. der Verfasser, so wußte er gleich bei Hoffmanns Eintritt ins Zimmer, in welchem Sternbilde eben seine Laune stand, und wie man ihn heute zu nehmen habe, um Eruptionen zu vermeiden, wenn Gewitterwolken drohten; behandelte man ihn falsch, so fühlte man augenblicklich die Folgen. Verstellung war ihm durchaus fremd; man wußte immer, woran man mit ihm war; wer ihn langweilte, den gähnte er an; und wer ihm Kergerniß gab, dem wies er die Zähne¹.

Wollte man nun aus diesen den Schluß ziehen, daß Hoffmann ohne alle natürliche Gutmüthigkeit gewesen, so würde man ihm Unrecht thun. Vielmehr gab er häufig davon Beweise. Aber andere hervorragende Eigenthümlichkeiten seines Charakters vermischten sich so wunderbarlich mit seinen Aeußerungen von Bonhommie, daß wer ihn nicht durch und durch kannte, ganz irre an ihm werden mußte. Ein Beispiel wird dies erläutern.

An einem Herbstmorgen kam er zum Verfasser, und erzählte ihm, noch ganz erfüllt von dem Erlebten: als er eben über dem Gensd'armesmarkt gegangen, habe er Folgendes mit angesehen. Ein allerliebste kleines Mädchen aus der untersten Volksklasse wäre vor die Wude einer Höckerin getreten, und habe von dem Obste, das jene feil bot, etwas verlangt. Mit rauher Stimme habe das Weib sie angefahren, sie solle ihr zeigen, wie viel Geld sie daran wenden könne; und als das Kind nun mit der freudigsten Unschuld seinen Dreier hervorgeholt, sey er ihm mit den Worten zurückgestoßen worden: daß es dafür nichts gäbe. Zum Tode betrübt wäre die Kleine abgezogen. Da — so fuhr Hoffmann fort, — näherte ich mich dem alten Weibe, die wohl bemerkt, daß ich Zeuge der ganzen Scene gewesen, und steckte ihr ein Biergroßschensstück in die Hand. Silends rief sie nun das Kind zurück, und füllte die kleine Schürze mit den aller schön-

sten Pflaumen. Sie können ihn sich wohl ausmalen, diesen Wechsel der höchsten Betrübniß und der unaussprechlichsten Freude. Bis so weit sieht die Geschichte Zedermann ähnlich, der mit wohlwollendem Herzen eine Liebesgabe gereicht hat. Aber nun — erzählte er weiter, und das war der ganze Hoffmann — hat mich auf dem Wege zu Ihnen der Gedanke schon zermartert, und ich kann ihn nicht los werden, daß das Kind sich an den Pflaumen die Ruhr an den Hals essen, und so die Lust, die ich ihm bereitet, die Ursache seines Todes werden wird.

Was diese Besorgniß veranlaßte, war nichts anderes, als der zur fixen Idee bei ihm gewordene Glaube, daß wo dem Menschen Gutes widerfahre, auch das Böse immer im Hinterhalte laure; „daß,“ wie er es in seiner Redeweise energisch auszudrücken pflegte, „der Zufall auf Alles seinen Schwanz legen müsse“. Dieß Wort führte er bei jeder passenden Veranlassung im Munde, und es wird, wie es dem Verfasser scheint, durch diesen Glauben Vieles in seinen Schriften klar. Immer verfolgte ihn die Ahnung geheimer Schrecken, die in sein Leben treten würden; Doppelgänger, Schauer gestalten aller Art, wenn er sie schrieb, sah er wirklich um sich, und deshalb, wenn er in der Nacht arbeitete, weckte er die schon schlafende Frau, die, ihn kennend und liebend, willig das Bett verließ, sich anklebete, mit dem Strickstrumpf an seinen Schreibtisch setzte, und ihm Gesellschaft leistete, bis er fertig war. Daher das so ergreifend Wahre seiner Schilderungen in dieser Gattung, wie es denn überhaupt wohl wenige Dichter gegeben haben mag, die mehr identisch mit ihren Werken gewesen, als Hoffmann mit den seinigen. Wenn man ihm öfters Manier vorgeworfen, so trifft dieser Vorwurf nicht die Art, wie er seine Charaktere zeichnete, sondern wie er selbst im großen Buche der Schöpfung gezeichnet war. Nächste dem Schauervollen, war das Scurrile das ihm ganz eigenthümliche Element. Zwischen beiden gab es für ihn keine gemüthliche Mitte; von seinen Schrecken ruhete er beim Anschauen der Possenspiele aus, die seine Fantasie ihm in den Erholungsgstunden vorgaukelte. Auch hier ist, was er geschrieben, ganz subjektiv; und man kann sagen, daß diejenigen seiner Erzählungen, die ein objektives Gepräge haben, weil nichts Gräßliches und nichts Fragehaftes darin vorkommt, wie z. B. Mister Martin, von einem Hoffmann herrühren, der sich in dem eigentlichen Hoffmann kaum nachweisen ließ.

Daher ist auch die konstante Erscheinung zu erklären,

1 E. Erinnerungen.

3. 8.

2 Nicht nur wenn er schrieb, sondern mitten im auswendigsten Gespräch am Abendtisch, beim Glase Wein oder Punsch, sah er nicht selten Gesichter, und mehr als einmal, wenn ich erzählte, unterbroch er mich mit den Worten: „Unschuldigen Sie, Thruerster, daß ich in die Rede falle. Aber bemerken Sie denn nicht dort in der Ecke rechter Hand den kleinen, ganz verstaubten Knirps, wie er sich unter den Dienen herumschneipelt? Sehen Sie doch, was der Teufelstret für Kapriolen macht! Sehen Sie — sehen Sie — jetzt ist er weg! O genieren Sie sich doch nicht, liebentwürdigere Däumling, bleiben Sie geschäftig bei uns, — hören Sie warum überaus gemüthlichen Gefährden gültig zu — Sie glauben gar nicht, was uns ihre höchst angenehme Gesellschaft für Freude machen würde! — Ach, da sind Sie ja wieder! — Würde es Ihnen nicht gefällig, etwas näher zu treten? — Communt?“ — Ihre trat ein heftiges Muskelzucken des Gesichtes hinzu — „Sie verlieren wohl wenigstens zu gemüthen? — Was bleiben Sie doch zu langen? — Wie? — Sie gehen ab? — Gehorhamer Diener!“ u. s. w.

3 Zudem er solch laudenswürdiges Zeug, mit stieren Augen nach der Ecke gerichtet, woher die Dision kam, sprach, fuhr er dann schnell, sich gegen mich wendend, wieder auf, und das ganz ruhig fortzufahren. Würde er nun von mir oder einem andern Anwesenden ausgelacht, oder gar einen Narren oder Hans Dampf gehalten, so veränderte er mit der empfindlichsten Miene und bei in Gallen gegogener Seiten: daß man nur glauben solle, wie das gar kein Spas gewesen sey, indem er die beschriebenen Gestalten mit leuchtenden Augen gesehen, was ihn übrigens gar nicht genire und sehr oft passire. War seine Frau jünger, so tief er sie zur Bekräftigung des Erlebten wohl noch mit den Worten auf: „Nicht wahr Nischen?“ (Nischen, Nischen, Aehnung des polnischen Namens Michaeline), worauf diese dann lachend und kopfnickend einstimmt. 3. 8.

1 Man vergleiche in den Erinnerungen die beschriebene Scene mit dem Glase Wasser. 3. 8.

daß er in dem Maße, in welchem seine Dichtungen sich von seiner Subjectivität entfernten, sie nicht liebte; ja dergestalt an der Möglichkeit zweifelte, daß sie dem Publikum gefallen könnten, daß nur Bigig's Urtheil, den er als gewissen Buchhändler für vertraut mit dem Geschmack der Menge hielt, in der Regel ihn darüber zu beruhigen vermochte.

Dagegen hegte er eine blinde Vorliebe für diejenigen seiner Werke, in denen sich seine Eigentümlichkeit auf die seinen Lesern am wenigsten angenehmste Weise entwickelt hatte, die entweder die schaudervollsten Schilderungen des Wahnsinns, oder die giftigsten Zersplitterungen, wie z. B. die Bramilla, aufstellten.

Auch war diese Richtung seines Geistes die Ursache, weshalb er, außer den größten Dichtern und oft den trockensten Büchern, in denen er Data fand, die er auf seine Weise in sich verarbeitete, — sich damit imprägnirte, wie er es gern nannte, — eben nichts lesen mochte, weil nichts so leicht die Extreme berührte, bei denen er sich allein behaglich fand.

Wie im Intellectuellen, das immer bei Hoffmann vorherrschte, so auch in Physischen. Im Essen war er sehr mäßig, weil sich diesem Genuß keine geistige Seite abgewinnen läßt; nur das feinste reizte ihn, und oft mehr der Idee willen, daß es das Beste sei, als um des Wohlgeschmacks. Aber auch im Trinken suchte er anfangs, ehe es ihm Gewohnheit und Bedürfnis geworden, nur Steigerung des Vermögens, wie ihm denn wirklich die Rede zu allen Zeiten am besten floss, wenn er durch Wein aufgeregt war. Ein schmutziger Säufer ist er nie gewesen, was auch die Verleumdung darüber verbreitet haben mag.

Von der freien Natur war Hoffmann nie ein besonderer Freund. Der Mensch, Mittheilung mit, Beobachtungen über, das bloße Sehen von Menschen, galt ihm mehr als Alles. Ging er im Sommer spazieren, was bei schönem Wetter täglich gegen Abend geschah, so war es immer nur, um zu öffentlichen Orten zu gelangen, wo er Menschen antraf.

1 S. Erinnerungen.

S. F.

2 Hier so wie der Raum zu einer weitläufigen Anmerkung gestattet, die man wesentlich für eine Abschweifung vom Gegenstande, als vielmehr für eine Abtragung alter Schuld auf mehrere, bei Beurtheilung meines Buchs über Hoffmann, an mich gestellte Fragen ansehen wird.

In der Biographie Wegels (siehe Erinnerungen) sage ich von ihm:

„Auchere Ehren, Rang, Stand, tauschende Vergnügungen, Freuden der Tafel, waren keine Anziehungspunkte für ihn; dahingegen sich täglich in Gottes herrlicher Natur zu ergeben, an Gottes Altären auf Bergen zu beten, seine Kinder auf dem Arme dort hinauf zu tragen, begleitet von einem gleichfühlenden Freunde, das war seine einzige Seligkeit.“

Hoffmann liebte nur die von Menschen belebte und bewegte Natur; Wegel die stille Wäldchen in ihrem einsamen Kleide, unbelauscht und ohne Zeugen.

Wie Wegel geistig zu thun und zu denken sich dem Gewöhnlichen und Flachen entzog, so konnte sein Gemüth auch nur auf hohen Standpunkten, auf Bergen, woher Befreiung kam, ihm war ein Spaziergang keine, wenn nicht ein Berg erstiegen war, und hier entspringen auch seine schönsten Lieder, hier das herrliche, früher erwähnte:

Auf Bergen wohnt die Freiheit, da blüht Leben
Und Lebenslust vollaus!
Wo Berge sind, ist Gott, und Engel heben
Die Seele himmelauf! u. f. w.

Es war ein wahrhaft rührender und erhebender Anblick, den Freund in Gesellschaft seiner Familie an Sommerabenden seinen täglichen Spaziergang machen zu sehen. Er selbst trug gewöhnlich sein junges Kind auf dem Arme, die Frau ging ihm zur Seite, die übrigen sprangen voran. Besonders stolz war er auf seinen Wilhelm, den er den Bergkönig nannte, weil er von frühester Jugend an ihn auf die Berge trug, und die kräftige und schöne Natur des Kindes dieses Namens nicht unworth schien.

Unterwegs wurden von Mutter und Kindern Blumen und Gräser gesammelt, und nach erliegenem Berggipfel sogleich geordnet, in Bouquets vertheilt, oder zu Kränzen geflochten, während der Vater den Kindern Mährchen erzählte

nicht leicht ein Weinhaus, ein Conditorenladen, wo er nicht eingetroffen, um zu sehen, ob und welche Menschen da seien. Man lese das in den letzten Wochen seiner Lebensnoth dictirte „Eckfenster“, um sich zu überzeugen, welche Zerstreuung es ihm gewährte, noch mit halbgebrochenen Augen auf das Gewühl eines menschenerfüllten Marktes zu schauen.

Bei seiner Entfernung von der Natur war es um so rührender, wie kurz vor seinem Ende die Sehnsucht nach dem Grünen in ihm erwachte. „Gott, es soll Sommer seyn,“ jammerte er, „und ich habe noch keinen grünen Baum gesehen.“ Und als er zum erstenmal hinaus kam ins Freie, entführten ihm die hellen Thränen, und er wurde ohnmächtig von der Gewalt des Eindrucks. Nach seiner Heimkehr faßte er den Plan zu der mitgetheilten kleinen Erzählung: „die Genesung,“ die er sogleich dictirte.

oder mit ihnen fähliche Betrachtungen über die vor ihnen liegende Natur anstellte.

Das war das wahre idyllische Freudenleben eines großen Menschen und Dichters, das aber kein Dichter, weder Goethe noch Böll, zu beschreiben vermog!

Ich glaube die Gegensätze in den Charakteren Hoffmanns und Wegels hiedurch hinlänglich angedeutet zu haben; dessen ungeachtet er folgt ein Versehen:

„Wie kommt es, daß der sonst so unsichtige, treu berichtende — Verfasser uns von dem gegenseitigen freundschaftlichen Verhältnisse beider Dichter so ganz im Unklaren läßt, da doch Beide jahrelang Eine Stadt bewohnten, und wie angedeutet wird, sich beide persönlich kannten?“

Ein anderer äußert sich darüber so:

„Hoffmanns Aufenthalt — Bamberg, ist der Wendepunkt seines Lebens; die wichtigsten Anregungen, die schönsten Gedanken hat er hier empfangen, den tiefsten Anschauungen der inneren Natur ist er hier sich betheiligend, hier suchte sich das überirdische Feuer, in welchem sein diabolischer Geist, wie der Salamander ewig neu und jung lebt, noch mehr an, und wurde zur Flamme, die sein Leben durchleuchtet, durchwärmt, aber auch verzehrt hat.“

Auch sein gesellschaftlicher Ton tritt in allen copulativen Nuancen so deutlich auf diesen Buche hervor, daß seine spätere Lebensweise in ihrem negativen Elemente leichter sich erklären läßt. Wenn wir nun neben Hoffmann einen Dichter sehen, der zu den begabtesten und edelsten Naturen, aber auch zu den unglücklichsten gehört, weil er gleichsam ein gefesselter Prometheus war, so möchten wir fragen, warum Hoffmann und Wegel im Leben nie zusammentrafen, da doch jeder nur ein Jahr früher als dieser in Bamberg ankam, im Jahr 1813 erst abging, und Wegel von 1809—1819 in Bamberg lebte. Wenigstens hat der Verfasser, gleichwie beiden befreundet, von einem solchen Zusammenreffen nichts erwähnt; es wäre gewiß interessant gewesen, zwei solche Geister, verschieden, entgegengesetzt, und doch in vielem einig, sich begegnen zu sehen.“

Meines Dafürhaltens liegt die Beantwortung dieser Fragen deutlich genug in obiger Schilderung beider Naturen; und wenn ich mich gekümmert hätte nicht unmaßlieblich über das gegenseitige Zusammenfinden derselben aufzurauf, so geschah es aus einer — gewiß zu ehrenden — Pietät gegen den einen Freund, auf dessen Verlust ich mich nicht klarer ausdrücken mochte. Ich ging von der Meinung aus, daß dem Psychologen durch diese Andeutungen schon hinlängliches Material gegeben sey, sich zu dem erwähnten Verhältnisse, selbst auszuforschen, zu verhelfen. Ich vermag auch bei dieser Gelegenheit nicht, die hingeworfenen Bausteine zu vermehren. Wer sich nach dem Ergebenen nicht zu sagen weiß, daß bei solchen Gelegenheiten nie ein harmonisches, freundschaftliches Band zwischen beiden zu denken war, dem wird eine weitere Aufklärung eben so wenig zur richtigen Erkenntnis des Verhältnisses verhelfen, der Gefahr nicht zu gedenken, daß dadurch das Bild eines der Freunde ganz unvertilgter Weise wohl gar als Trape sich gestalten könnte. — Nur so viel, und nicht viel schon zu viel.

Wenn Hoffmann (wie ebenfalls von mir an einem andern Orte angedeutet) jeden Naturzustand für einen sentimentalen, widerigen Fantasten ansah, und ihn in dieser Laune mit den Worten abfertigte: „Was halten Sie von der schönen Natur? Ich habe einen wahren Narren d'ran gefressen!“ so hielt das nichts anderes, als: „Sie empfinden mich entsehrlich! Ihnen das deutlich zu machen, befehle ich mich (stimmlicher Weise) zu ihrer Sentimentalität, damit mir einem andern Gespräch auf die Weine geholfen werde.“ — Und wenn nun Hoffmann, wie einmal es wirklich geschah, gegen Wegel solche Floskeln richtete, so kann man sich denken, wie tief er die heiligsten Gefühle Wegels dadurch verletzte, und wie wenig dergleichen zu irgend einer gegenseitigen Annäherung geeignet war.

Hoffmann und Wegel otheteten sich einander im Geiste, ohne sich im Herzen zu lieben; und da von Seite des letzteren irgend ein sociales, geschweige freundschaftliches Verhältniß ohne den Beir von Geist und Herz undenkbar war, so fanden sich beide Männer immer ziemlich fremd und fern gegenüber.

S. F.
1 Remiss auf Erden! S. F.

Eigentliche Liebhabereien hatte Hoffmann nicht. Der Besiz eines hübschen Ameublements im weitesten Sinne des Wortes möchte allein dafür gelten können. Für die auf dem Krankenbette intendirte Einrichtung seines neuen Quartiers hatte er allerlei Pläne gemacht. Unter andern wollte er eine Stube mit Hausgeräth in altdeutschem Geschmac meubliren, und selbst die Zeichnungen dazu entwerfen. Auch Bücher waren ihm nicht unlieb; doch hat er es bei seiner großen Unordnung in solchen Dingen nie auch nur zu der allerkleinsten Bibliothek gebracht. Nicht einmal seine eigenen Schriften besaß er vollständig. Er hatte sie verliehen, ohne zu wissen an wen, u. s. w.

Eben so leicht gieng er mit dem Gelde um, das er zuletzt in großen Massen einnahm. Er gab es erst seiner Frau, und nahm es ihr dann wieder ab, um es zu lassen er wußte nicht wo. Mit dieser Frau übrigens lebte er in dem besten ehelichen Verhältnisse¹. Sie war die Nachgiebigkeit selbst, und er hat nie ein Geheimniß vor ihr gehabt. Seine Tagebücher, die das Bekenntniß aller seiner Schwächen enthalten, ruhten immer in ihren Händen, und aus ihnen hat sie der Verfasser zur Benutzung empfangen.

Keine Spur von der erwähnten Unordnung in Geld- und ähnlichen Sachen war aber in Hoffmanns Amtsarbeiten zu finden; nie fehlte ihm eine Vortragsnummer oder dergl. Ueberhaupt wußte er den Mann im Staatsdienste von dem im Privatleben auf eine Weise zu scheiden, die seinem praktischen Sinne zur höchsten Ehre gereichte.

In seinem schriftstellerischen Verkehr war schon weniger Ordnungsliebe. Wollte er einem Freunde aus einem Manuscripte, oder etwa einen erhaltenen Brief vorlesen, so konnte er was er suchte gewiß nicht finden, wenn nicht die Frau helfend ins Mittel trat. Er band sich an keine bestimmte Arbeitsstunden u. s. w. Doch hatte er zuletzt, als er fast nichts als Erzählungen für Taschenbücher schrieb, eine gewisse Reihenfolge in der Ablieferung, nach dem Alter der Bestellungen der Verleger, eingeführt, an welcher er gewissenhaft hielt. Da er selbst in den letzten Tagen seiner Krankheit an nichts weniger als an seinen Tod dachte, so ergögte es ihn, davon zu sprechen, auf wie viel Jahre hinaus diese Bestellungen schon reichten.

Die Stoffe zu seinen Geschichten nahm er übrigens entweder rein aus der Phantasie, aus dem wirklichen Leben, das ihm bei seinem unaufhörlichen Verkehr an

menschenfüllen Orten immer neue Charaktere darbot, oder aus Chroniken u. s. w., die er in dieser Beziehung durchsah; und die Staffage wählte er aus, nachdem er sich durch die Einsicht von Werken, die ihm sachverständige Freunde zu diesem Zwecke vorschlugen mußten, von dem darzustellenden Gegenstande eine oberflächliche Kenntniß verschafft. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Leichtigkeit er sich Anschauungen aus der Gewerbswelt, und Kunstausdrücke ihm ganz fremder Wissenschaften, wenn er sie gebrauchte, dergestalt anzueignen wußte, daß der Leser glauben muß, er sey dabei groß geworden; wobei ihm freilich zu statten kam, daß es im Leben nicht leicht etwas gab, worin er sich nicht versucht hätte.

Gegen die öffentliche Kritik seiner Schriften war er gleichgültig. Wie überhaupt nichts neues, so las er auch keine Zeitschriften², und wenn man ihm von der Recension eines seiner Werke sagte, sie mochte lobend oder tadelnd seyn, so bezeigte er nicht die geringste Lust, sie zu sehen. Dagegen freute er sich sehr, wenn Fremden, auf deren Einsicht er etwas gab, seine Sachen gesehen. Von diesen nahm er auch mißbilligende Meinungen an, wenn er nur wußte, daß sie ihn überhaupt verstanden. Hitzig, der als sein ältester Bekannter in Berlin, in dieser Beziehung am offensten mit ihm war, hat er nie ein Urtheil übel genommen³. Freilich wollte er sich nicht fügen, wenn sein Interesse für das eben erschienene neue Werk noch in voller Frische war; aber er kam dann wohl ein halbes Jahr nachher und sagte: „Sie haben recht, und ich werde es jetzt besser machen.“ So bekannte er in der letzten Woche seines Lebens, er sehe ein, wie sehr er seinem Auctorat durch einige seiner damals erschienenen Erzählungen (in dem Bertinischen Taschenkalender, in dem Steditsch'schen Taschenbuch zum geselligen Vergnügen u. s. w.) geschadet haben mußte, und wolle in dem dritten Theile des Murr u. s. w. dem Publikum Satisfaction zu geben suchen. Es war zu spät, wie überall mit seinen guten Vorsätzen.

„Hoffmann war ein Kind seiner Zeit, in wiefern diese lieb, nach den verschiedensten Seiten hin ein Neugierstes angustreben. Diese leitete ihn, dieser gab er sich hin; diese hat dafür ihn gehoben, getragen und aufgerieben.“ — Mit diesem eben so wahren als schon ausgesprochenen Gedanken endigt Rochlig seinen trefflichen Aufsatz über ihn, und auch der Verfasser weiß zum Schlusse nichts zu sagen, was durchgreifender wäre.

¹ Wie er sie selbst öfters erzählt, siehe Erinnerungen.

3. 5.

² Vergl. Erinnerungen.

³ Eben so wenig mit.

3. 7.

3. 8.

Carl Maria von Weber über Hoffmann.

— In dem Text der Oper *Undine* hätte wohl mancher innere Zusammenhang bestimmter und klarer verdeutlicht werden können.

Desto deutlicher und klarer in bestimmten Farben und Umrissen hat der Componist die Oper ins Leben treten lassen. Sie ist wirklich ein Guß, und Referent erinnert sich bei oftmaligem Anhören keiner einzigen Stelle,

die ihn nur einen Augenblick dem magischen Silberkreise, den der Tondichter in seiner Seele hervorrief, entrückt hätte. Ja er erregt so gewaltig, von Anfang bis zu Ende, das Interesse für die musikalische Entwicklung, daß man, nach dem ersten Anhören, wirklich das Ganze erfasst hat, und das Einzelne in wahrer Kunstanschauung und Beschcheidenheit verschwindet.